

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 49 (1962)
Heft: 7: Kurortplanung, Saisonhotellerie, Verkehrspropaganda

Artikel: Tourismus und ***Hotel
Autor: Hohl, Reinhold D.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-38437>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

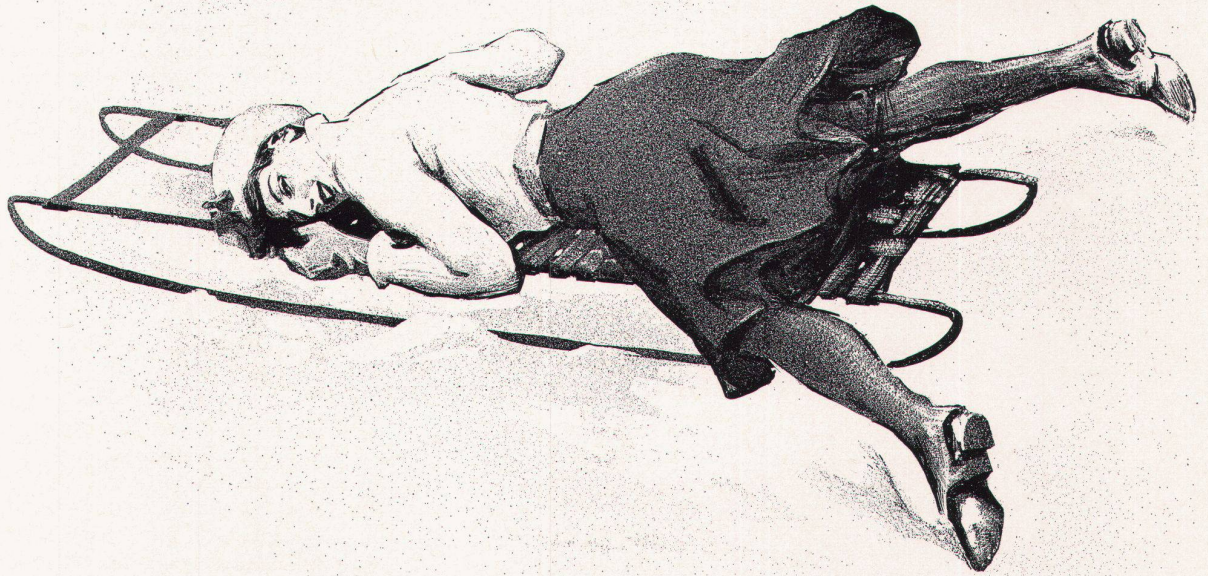
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«Die Schlittlerin», Karikatur von Ferdinand von Reznicek für den «Simplizissimus»

«La lugeuse» de Ferdinand von Reznicek. Caricature pour le «Simplizissimus», fameux journal satirique allemand

«Woman on a sledge» by Ferdinand von Reznicek. Caricature for «Simplizissimus», a once famous German comic paper

Georg Simmel entdeckte die Theorie der Mode: Der modisch Geleidete will sich zugleich in eine Gruppe integrieren und sich von ihr unterscheiden. Dieses Oszillieren von gleich und ungleich, ausgezeichnet und gesellschaftlich integriert ergibt das nimmermüde Perpetuum mobile der Mode. Ihm nachgebildet ist Hans Magnus Enzensbergers «Theorie des Tourismus» («Merkur» 8/1958): Vergeblich reist der Tourist an entlegene Orte; er selber sorgt ja dafür, daß die Ferne nah, die Einsamkeit gesellschaftlich erfüllt wird. Im Aufstieg eines neu «entdeckten» Ferienplatzes liegt schon sein Ende beschlossen.

Hans-Joachim Knebel* analysiert nun den modernen Touristen und die Apparatur seiner «hidden persuaders». Ähnlich Enzensberger leitet er aus der Soziologie des Touristen den Mechanismus ab, der die Touristenströme zu ständigem modischem Ortswechsel treibt. Aber «im Gegensatz zur Verkehrs- und Organisationstechnik ist die klassische Beherbergungstechnik standortgebunden und damit unfähig, sich an touristische Modeströmungen anzupassen. Ein einmal mit großen Investitionen gebautes Hotel oder gar ein Kurort lassen sich nicht nach Belieben in eine andere Landschaft versetzen, wenn diese plötzlich von den Touristen aus irgendwelchen Gründen bevorzugt wird.» Deshalb wird das touristische Vermittlungsmanagement zu einer «Anpassungstechnik», welche «durch die gemachte Mode die Touristen der ‚altmodischen‘ standortgebundenen Beherbergungsindustrie zuführen und durch veranstaltete, zeitgemäße Attraktionen die ‚altmodischen‘ Standorte der Beherbergungsindustrie modisch auffüllen» muß.

Wir betrachten in diesem Heft diese Notwendigkeit aus der Perspektive des Beherbergungsgewerbes, der Verwertung eben jenes eo ipso veralteten Vorrates an Hotelbauten. 400 Millionen Franken hat die schweizerische Hotellerie in den Jahren 1945 bis 1958 verbaut, ver-um-baut. Ist sie damit auf die Höhe der Zeit gerückt? Die Bilder, die wir für dieses Heft bekamen, erinnerten uns allzu oft an den Film «L'année dernière à Marienbad...» Muß das so sein? – Um diese Frage von Grund auf zu beantworten, müßte wohl der Soziologie der Touristen eine Soziologie des Beherbergungsvolkes zur Seite gestellt werden. L. B.

* Hans-Joachim Knebel: «Soziologische Strukturwandlungen im modernen Tourismus», Stuttgart 1960. Hierzu auch: Josef Leugger: «Fremdenverkehr in der modernen Arbeitsgesellschaft», in der Festschrift für Walter Hunziker, Bern 1959.

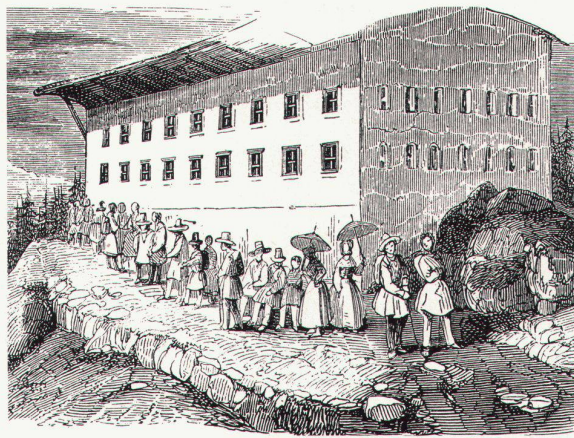
Die Entwicklung der Hotelbauten ist, wie so viele Erscheinungen der neueren Zeit, nicht zuletzt eine Funktion der wachsenden Frequenz. Unter diesem Zeichen stehen die Erfordernisse der letzten fünfzehn Jahre, stehen vor allem aber die Veränderungen vor der Jahrhundertwende. Es ist ein altes Thema aus der Baugeschichte des 19. Jahrhunderts. Sie gewinnt für einmal, wenigstens teilweise, eine beispielhafte Bedeutung für die Gegenwart.

Während viele Probleme, die sich aus der Bevölkerungs- und Frequenzzunahme stellen, in quantitativen Maßnahmen bei zunehmender Delegation an anonyme Organe ihre Lösung finden, bleibt das Hotelwesen in ziemlich engem Rahmen an qualitative Leistungen, an den zwischenmenschlichen Anteil im Hotelbau und in der Hotelverwaltung gebunden. Man kann, wenn es nötig ist, Verkehrsengnisse mit Extrazügen, Produktionsnöte mit Automatisierung, Bildungsbedürfnisse mit Druckschriften und Radiokursen lösen; man kann aber nicht die Probleme des schweizerischen Beherbergungsgewerbes durch serienfabrizierte und selbstbediente Hotelneubauten meistern. Im Gegenteil: dann wird sich über kurz oder lang erst recht eine Krisensituation herausbilden.

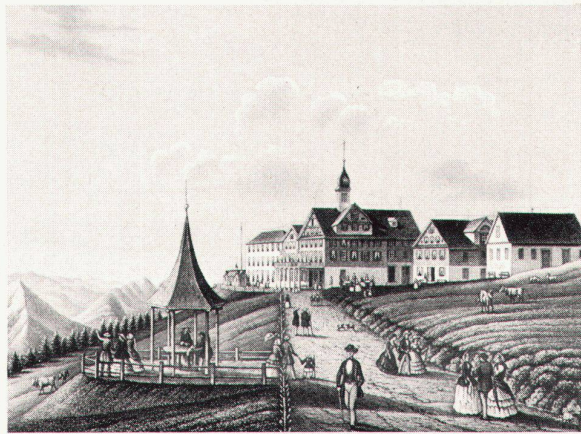
Es scheint, daß man in der Hotellerie gerade das Gegenteil von dem machen muß, was sonst ökonomisch vernünftig ist, weil die Hotelgäste, sofern sie Touristen und nicht einfach Übernächter sind, das Gegenteil von ihrem sonstigen ökonomischen Dasein verlangen. Wenn man, um ein phantastisch anmutendes Beispiel zu nennen, den Rigi-Gipfel mit Unterkünften spicken würde, um der wachsenden Nachfrage nach Panorama- und Sonnenaufgangs-Schlafstellen zu genügen, so hätte überhaupt niemand mehr Anlaß, auf den Rigi zu reisen, weil zwischen den Häusern hindurch kaum mehr etwas vom Panorama zu erspähen wäre. Diese Entwicklung könnte sich entsprechend in den schweizerischen Fremdenorten abspielen. Auf dem Rigi hat sie den Krisenpunkt erreicht und überschritten und ist unlängst in eine resolute Abräumungsaktion umgeschlagen. Wir entwerfen kurz die Geschichte des Rigi-Tourismus im 19. Jahrhundert. Von den sich ablösenden Stilformen der Hotelbauten sprechen wir nicht, denn der Baustil ist am Ende dieser Epoche zunehmend zum modischen Kostüm von allenfalls psychologischer und soziologischer Bedeutung geworden, was vielleicht bei Hotels gar keinen Tadel verdient. We-



1



2



3

sentlich ist der Gestaltwandel der Beherbergungsform als Folge des ansteigenden Zustromes.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein ist die Kapelle Maria vom Schnee das hauptsächliche Ausflugsziel auf dem Rigi gewesen. Ein altes Wirtshaus im Klösterli regalierte seit dem 17. Jahrhundert jährlich an die 15000 Pilger, die das Panorama gewiß auch genossen haben. Reine Touristen bestiegen den Gipfel schon damals und übernachteten in den drei im 18. Jahrhundert eingerichteten Pilgerherbergen.

Ein Mann, der Zürcher Heinrich Keller (1778–1862), hat den Rigi «entdeckt». 1807 gab er zusammen mit Heinrich Füssli einen Kupferstichband «Der Rigi in Zeichnungen nach der Natur» heraus und 1815 das erste Panorama vom Rigi-Gipfel aus. Diese 2 Meter lange, mehrfach gefaltete kolorierte Umrißradierung war der beste Fremdenprospekt: Sogleich subskribierten 687 Naturfreunde für den Bau des ersten «Hotels» auf Rigi-Kulm, das am 6. August 1816 eröffnet wurde. Das Haus war als Berghütte mit Parterre und Obergeschoß, mit kleinen Fenstern und steinbedecktem Dach gebaut. Martin Bürgi, ein rechtschaffener Mann aus Arth, kam den Wanderern in Kniehosen und blauen Strümpfen, die weiße Zipfelmütze in der Hand, entgegen, bot ihnen einfache Kost und ehrbare Übernachtung und begleitete sie anderntags eine Strecke weit auf dem Abstieg. 1816 besuchten ihn 95 Schweizer, 112 Engländer und 19 andere Ausländer; 1819 beherbergte er 1036 Touristen, 1827 aber 1489 Bergsteiger, so daß er in diesem Jahr das Haus vergrößerte und für 25 Nachtquartiere einrichtete, was einer mittelgroßen Pension entspricht.

In dieser Zeit eben änderte sich der Charakter der Alpinistenherberge. Das 1824 erbaute Gasthaus zum «Kalten Bad» gründete seinen Ruf darauf, im Gegensatz zu Vater Bürgis Berghaus jeden städtischen Komfort samt erlesenen Speisen und reellen Weinen zu bieten. Es hat architektonisch etwa wie eine Kreuzung zwischen einem Paßhospiz und einem Dorfschulhaus ausgesehen. Nach dem Brand von 1849 ersetzten zwei Häuser diesen Bau, aus denen später das Palasthotel geworden ist. 1837 war das Kurhaus Scheidegg entstanden, früher auch das vornehmere Staffel-Gasthaus. In zwanzig Jahren war aus dem Bergsteiger-Unterschlupf ein Fremdenort geworden. Der Sohn des braven Martin Bürgi nannte sich «Hotelier», riß das ererbte Berghaus ab und eröffnete 1848 das 130 Personen fassende «Kulmhaus» und 1856 schon ein zweites, für 200 Gäste berechnetes Grand-Hotel.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts können etwa 500 Touristen aller Kategorien auf dem Rigi dem Sonnenaufgang entgegenschlafen und dann an der Table d'hôte Schnitzel, Bratkartoffeln und Erbsli samt Panorama genießen; die im Bergwind flatternde Schweizer Fahne wird nicht gefehlt haben. Bis zum Bau der ersten Bahn haben jährlich 30000 bis 40000 Personen zu Fuß, zu Pferd und im Tragsessel den Rigi bestiegen.

Dann brach 1870 das Bergbahnzeitalter an: 1871 Riggensbachs

1
Sonnenaufgang auf dem Rigigipfel. Kolorierte Lithographie, F.N.König
zugeschrieben
Le lever du soleil sur le Rigi
Sunrise on the Rigi mountain top

2
Rigi-Kaltbad. Aus den «Voyages en Zigzag» von Rodolphe Toepffer,
1854

3
«Hotel Righi-Scheidegg». Aquatintaradierung von H. Siegfried

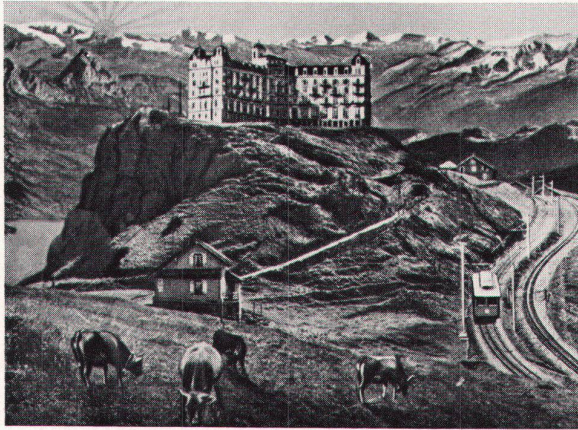
1, 3 Öffentliche Kunstsammlung Basel, Hausaufnahmen



4



5



6

Zahnradbahn von Vitznau bis Staffelhöhe, 1873 bis zum Kulm; 1874 die Scheideggbahn und gleichzeitig die Arth-Rigi-Bahn. Die Frequenz stieg in wenigen Jahren in die Hunderttausende; an Hotels gab es mehr als ein Dutzend, mit über 2000 Übernachtungsmöglichkeiten. Jetzt waren es meistens anonyme Aktiengesellschaften neben dem Hotelring des Dr. F. Schreiber, der die Häuser von Bürgi fils übernommen und wieder und wieder umgebaut und vergrößert hatte. Die Frequenzen stiegen an, die Dividenden sanken; im Touristenboom baute der Krisenwurm bereits sein Nest.

Der «Baedeker» der Jahrhundertwende nennt die Hotels Rigi-Kulm (drei Häuser), Rigi-Staffel, Felchlin, Rigibahn, Edelweiß, Rigi-Kaltbad («Kur- und Musiktaxe 50 Pf. täglich, Arzt im Hause»), Bellevue, Rigi-First, Rigi-Unterstetten, Rigi-Scheidegg («Hydro-Elektrotherapie, Waldpark»), Sonne, Schwert, Des Alpes, Rigi-Felsentor und Grubisbahn («Erholungsheim schweizerischer Bahnbeamter»). Auf vielen Seiten mit Karten und Panoramen wird der Rigi beschrieben. «Gewähr für eine reine Aussicht bietet der frühe Morgen. 1/2 St. vor Sonnenaufgang erschallt das Alphorn, man hat also hinlänglich Zeit zum Ankleiden und zur Höhe hinaufzusteigen. Ein Lichtschimmer im Osten, vor dem der Glanz der Sterne allmählich erbleicht, ist der erste Bote des beginnenden Tages. Der Schimmer verwandelt sich in einen Goldstreifen am Horizont und wirft ein blaßrotes Licht auf die schneebedeckten Häupter der Berner Alpen. Eine Bergspitze nach der andern nimmt den goldigen Schein an, der dunkle Zwischenraum zwischen Horizont und Rigi erhellt sich; Wälder, Seen, Hügel, Städte und Dörfer treten hervor, behalten aber ein frostiges Aussehen, bis endlich die Sonne, oft mit zuckenden Strahlen, hinter dem Gebirge hervorbricht und dann schnell steigt... Im Felsencouloir an der N.W.-Seite des Gipfels eine sehr steile 25 m h. eiserne Leiter mit festem Drahtseilgeländer. **Prächtige höchst maleurische Aussicht... Tragsessel an der Station zu haben... kath., evang. u. engl. Gottesdienst... Spezialtisch für Magen- kranke...»

Der «Guide Bleu» von 1954 ist lakonischer: «Aucune route ne permet d'accéder au sommet du Rigi, mais les automobilistes pourront s'élever sur ses flancs... le lever du soleil est particulièrement remarquable. ***Grand-Hôtel, piscine, tennis, orchestre...» Anderthalb Seiten alles in allem. Dabei gehört der Rigi zweifellos noch heute zu den bedeutenden Fremdenorten der Schweiz. Die Palasthotels brennen manchmal nieder. Nun wird ein Berghaus gebaut wie weiland jenes des rechtschaffenen Vaters Bürgi. Der Gipfel ist geräumt. (Man wird die Gasthäuser gleichwohl finden: dort, wo im Bergwind eine Schweizer Fahne flattert.) Das ist die Entwicklung in hundertfünfzig Jahren. Die architektonische Konzeption gleicht derjenigen von 1816. Der **Sonnenaufgang ist immer gleich bemerkenswert geblieben.

Von vielen andern Touristenzentren in der Schweiz wäre eine

4 Hotel Rigi-Kaltbad. Photographie aus den 1860er Jahren

5 Hotel Rigi-Kaltbad. Photographie um 1870

6 Sonnenaufgang auf Rigi-Kulm vor dem Abbruch des Grandhotels
Le lever du soleil sur le Rigi-Kulm, avant la démolition du Grand Hôtel
Sunrise on Rigi Kulm, before the Grand Hotel was pulled down

ähnliche Geschichte zu erzählen. Im Jahr 1818 legte der wakkere Schulmeister Kehrli aus Brienz einen Fußweg zum Gießbach-Fall an, wo er ein Sommerhäuschen besaß. 1833 richtete er eine Sommerwirtschaft ein und trug mit seiner Frau, dann mit seinen Kindern und schließlich mit seinen Enkeln den Fremden Schweizer Lieder vor und blies kunstvoll das Alphorn. Für die Benützung seines Pfades durfte er ein Weggeld einziehen. 1846 befuhr das erste Dampfschiff den Brienzersee, um die Engländer zu den von nun an illuminierten Wasserfällen zu führen. Nach 1856 übernahmen die Gebrüder Rappard aus Berlin das Gießbach-Geschäft; von 1870 an bauten die Hoteldynastie Hauser und andere Unternehmer Hotel um Hotel für alle Ansprüche.

In Beatenberg war es der redliche Pfarrer Krähenbühl, welcher durch medizinische und meteorologische Gutachten und Straßenbauten seiner Ortschaft Fremde zuführte und diese in seinem Pfarrhaus beherbergte, bis ein Kurhaus und Pensionen ihm Konkurrenz machten. In Montreux gab es zum Beginn des 19. Jahrhunderts nur einige Herbergen für Passanten und Weinhändler; 1820 wurden die ersten Pensionen eröffnet, 1840 das erste Hotel; 1876 war Montreux ein Fremdenort allerersten Ranges mit vier Postbüros, in denen 25 Pöstler die Feriengrüße nach Rußland, Japan und Amerika abstempelten. In Zermatt nächtigten die Touristen bis in die Mitte des Jahrhunderts im Pfarrhaus, beim Vikar oder beim rührigen Ortsarzt Dr. Lauber; 1852 eröffnete der Walliser Staatsrat Clemens das «Hôtel du Mont Cervin». Von 1855 an begann der größte Hoteliererfolg der Welt, das Seilersche Unternehmen; der Luxus des 1884 in Betrieb genommenen «Riffelalp» auf 2300 Metern Höhe, 50 Kilometer von der nächsten Eisenbahnstation entfernt, hat lange Zeit jede Konkurrenz in den Schatten gestellt. In hundertfünfzig Jahren ist aus dem in alter Zeit schon besuchten Bad St. Moritz, wo bis 1831 nur in einer Taverne und bei den Privatleuten Fluri Unterkunft zu finden gewesen war – wir entnehmen alle diese Angaben Gustav Peyers «Geschichte des Reisens in der Schweiz», Basel 1885 –, eine wahre Kurstadt mit einer «Zürcher Bahnhofstraße» geworden. Das Geschäft blüht noch, weil man ja weder zum Bad noch zur Kur nach St. Moritz fährt.

Mit den Abbildungen, die unsern Text begleiten, möchten wir vor allem auf die Gasthausformen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hinweisen, auf die Zeit vor dem architektonischen Sündenfall. «Palace»-Bauten in allen Stilarten sind genügend bekannt; allerdings ist die Zeit nicht fern, da man auch für sie wird eine Lanze brechen und wenigstens einige Beispiele der neunziger Jahre unter Denkmalschutz wird stellen müssen, denn auch sie sind Zeugen einer realen und einstmals ehrlich blühenden Etappe. Der Grund zu dieser Blüte war – wir sagen es noch einmal – ein quantitatives ökonomisches Wuchern, als dessen Folge man sich den Luxus, das Paradoxe (Schloßhotel auf Gletscherhöhe), den architektonischen Reiz, ja sogar Geschmack leisten konnte; der beredteste Gewährsmann dafür ist Herr Spinell aus Thomas Manns Erzählung «Tristan» von 1902: «Welche Kur brauchen Sie, Herr Spinell?». «Kur? ... Ich werde ein bißchen elektrisiert. Nein, das ist nicht der Rede wert. Ich werde Ihnen sagen, gnädige Frau, warum ich hier bin. – Des Stiles wegen. [...] „Einfried“ ist ganz Empire, es ist ehemals ein Schloß, eine Sommerresidenz gewesen, wie man mir sagt. Dieser Seitenflügel ist ja ein Anbau aus späterer Zeit, aber das Hauptgebäude ist alt und echt. Es gibt nun Zeiten, in denen ich das Empire einfach nicht entbehren kann, in denen es mir, um einen bescheidenen Grad des Wohlbefindens zu erreichen, unbedingt nötig ist. Es ist klar, daß man sich anders befindet zwischen Möbeln, weich und bequem bis zur Laszivität, und anders zwischen diesen geradlinigen Tischen, Sesseln und Draperien... Diese Helligkeit und Härte, diese kalte, herbe Einfachheit und reservierte Strenge verleiht mir Haltung und Würde, gnädige Frau,

sie hat auf die Dauer eine innere Reinigung und Restaurierung zur Folge, sie hebt mich sittlich, ohne Frage...» – Eine Zeit lang hat auch das Dividenden abgeworfen.

Etwas Grundlegendes hat sich verändert, was den «Sündenfall» erklären kann. Bis ins 19. Jahrhundert hinein war das Bauen überhaupt, und besonders die Aufgabe des Gasthauses, weder ein stilistisches noch ein soziologisches Problem gewesen. Es gab keine Ferienorte, weil man keine «Ferien» kannte, sondern entweder reiste und wallfahrtete – gewiß auch aus touristischen Gründen – oder Badekuren unternahm. Könige und Kardinäle benahmen sich nicht anders als Kaufleute, Pilger und Gelehrte. Der Reisende nächtigte entweder im Privatquartier, in Klöstern und Herbergen oder in Postgasthäusern (denen seit hundert Jahren die «Bahnhofhotels» entsprechen, die organischsten und problemlosesten Hotelbauten der Neuzeit).

Von 1700 an sind die Gasthäuser nach Ständen getrennt. Vorbild für Bau und Einrichtung ist das nach Ständen verschiedene Privathaus. Nachtquartier in den Badeorten sind entweder spitalartige Massenunterkünfte oder vergrößerte Wohnhäuser mit Gaststuben. Erst als nach 1800 sich das Bürgertum auf Bildungs- und Badereisen begab, entstand die architektonische Aufgabe des Hotelbaus, die aber durchaus in städtischer Weise gelöst wurde. Denn für Ferien auf dem Land, für die nach den napoleonischen Kriegen aufkommende Sommerfrische, bezog man entweder sein eigenes Land- und Sommerhaus oder logierte sich Jahr um Jahr bei den gleichen Wirts- und Bauersleuten in den Dörfern ein.

Was an ausgesprochener Touristenarchitektur gebaut wurde, waren Trinkhallen, Jausepavillons und Belvedere-Tempelchen – Dekorationsstücke von ursprünglich ephemerer Bedeutung. Waldhäuschen, Schweizer Chalets und Bergschlößchen sollten nicht mehr bedeuten als momentane Stimmungskulisen. Die Wendung zum Schlimmen trat in dem Zeitpunkt ein, als die Aufgabe des Hotelbaus sich massenweise in den frequentierten Fremdenorten an Meer- und Seegestaden und in den Bergen stellte, eine Aufgabe, für die es keinen überkommenen Rahmen und keinen Baustil gab. (Die Stilfrage aber brannte heiß von ungefähr 1820 an, nicht zum mindesten aus der Schuld der Kunsthistoriker.) Man verfiel dem grundsätzlichen Fehler, die kleinen Sommerfrischlerattraktionen der Frühzeit zu monumentalisieren und das, was zur Verlostung gedient hatte, ernst zu nehmen. Man entwickelte den «Hotelstil» aus dem Trinkpavillon, dem Alpenchalet, dem Jägerunterstand, der Burgruine und dem Paßhospij.

Wo viel gebaut wird, wird viel Schlechtes gebaut. Aber hunderttausendfacher Bedarf nach Stimmungsformen war da, vom Einzelnen nur kurz erlebt, in der Landschaft aber ein bleibendes Denkmal. Bis der Föhnwind in die glimmende Asche kommt. Dann beginnt die Geschichte der Hotelbauten von neuem mit Berghütten und Waldhäusern.